

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 120.

Montag, 11. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das ist ein Irrtum“, sagte Rabinowitsch. „Die Perle gehört Ihnen, Sie haben die Auster gekauft und Ihren Gästen nur zum Essen gegeben. Da man eine Perle nicht in jeder Auster findet, ferner eine Perle nicht jeder essen kann, steht Ihnen allein die Nutzung zu. Genau wie jemand, der ein Huhn kauft, auch Besitzer des Eies ist, das es sogleich nach dem Kauf legt, das aber schon während des Verkaufes fertig im Körper des Huhns lag.“ — „Wenn Sie rein juristisch argumentieren“, widersprach Herr vom Berg, „dann könnte man auch sagen: die Perle liegt augenblicklich herrenlos auf dem Tisch. Niemand hat von ihr Besitz ergriffen. Der erste, der sie nimmt, darf sie behalten.“ — „Auch diese Argumentation hat etwas für sich“, lächelte Tarasi, ohne sich zu rühren. — „Aber nein“, sagte Guillomet, „das ist ja alles Unsinn. Wenn Sie, Herr Doktor, meinten, die Perle müsse dem Gastgeber gehören, so bin ich anderer Ansicht, denn Fürst Tarasi ist ja nie Eigentümer geworden. Er hatte nur die Auster als solche gekauft, nicht aber die zufällig darin enthaltene Perle, von deren Existenz er ja nichts ahnen konnte. Wenn er aber nicht Eigentümer der Perle geworden ist, kann er sie füglich auch nicht besitzen.“ — „Aha“, sagte Stefan, „die Perle war demnach herrenlos, und der Finder hat sie als erster annektiert, weil er sie entdeckt hat.“

„Zum mindesten hat Mr. Edding sie gefunden“, warf Cook in die Debatte.

„Reineswegs“, sagte Rabinowitsch. „Finden kann man nur eine Sache, die ein anderer vorher verloren hat. Wer hat die Perle verloren? Niemand! Also kann sie auch keiner finden. Juristisch genommen“, setzte er hinzu.

„Das ist ja eine ganz verwickelte Angelegenheit“, lächelte Glen und blickte auf die Perle, die einsam und herrenlos auf dem Tischtuch lag und darauf zu warten schien, daß sie jemand an sich nahm.

15 000 Mark, dachte Glen, ein schönes Stück Geld für so ein winzig kleines Ding.

Wie der Zufall spielt, dachte vom Berg. Hätte sie nicht in meiner Auster sein können? Meine Frau würde sich freuen, wenn ich sie ihr mitbrächte.

Stefan dachte an Gladys, Bill an Eliza, der sie sie schenken möchten, wenn sie sie beide besäßen: die Perle und die Frau. — Gott sei Dank, daß ich reich genug bin, mir meine Perlen selbst zu kaufen, dachte Mr. Edding und versuchte, den Blick von dem Kleinod abzuwenden, was ihm ebenso wenig gelang wie den andern.

Wenn sie doch endlich einer an sich nehmen würde, dachte Guillomet. — In den Schatzkammern meines Vaters liegen viele solcher Perlen, dachte Tarasi, allerdings wenige von solchem Glanz und solcher Reinheit. — So ein dummes kleines Ding, dachte Rabinowitsch, und macht acht ausgewachsenen Männern soviel Kopfzerbrechen.

„Eigentlich“, unterbrach er das Schweigen, „ist die Perle doch nie herrenlos gewesen. Sie gehört schon dem Käufer der Auster. Daß er von ihrer Existenz nichts wußte, ist gleichgültig. Er wird ja auch Eigentümer der Briefe, die man ihm in seinen Briefkasten wirft.“

„Oho“, machte Berg, „das Beispiel ist aber schief.“ „Wieso?“

„Ein Briefkasten ist für die Aufnahme der Briefe bestimmt, nicht aber jede Auster zur Aufnahme von Perlen. Würde zum Beispiel eine Perle in meinem Briefkasten geworfen, würde ich erst dann ihr Eigentümer, wenn ich sie entdecke. Findet sie ein anderer früher, ist die Sache so strittig wie hier, denn kein Briefkasten ist bestimmungsgemäß für die Aufnahme von Perlen da.“ — „Nebenbei ist das oben erwähnte Beispiel vom Huhn auch nicht zutreffend“, warf Glen ein, „denn das Ei gehört zu den Früchten des Tieres, die man bei ihm vermutet, eine Perle aber ist eine Krankheitserscheinung der Auster, zählt demnach nicht zu den natürlichen Nutzwerten.“ — „Da muß ich doch widersprechen“, sagte Rabinowitsch. „Das Gewinnen von Perlen bei Austern ist ja gerade ein besonderer Erwerbszweig geworden, ebenso das Züchten von Austern und Perlmuscheln. Stellenweise werden die Perlen durch Einführen von Fremdkörpern künstlich hervorgerufen. Daher ist zu sagen: genau so wie man von einem Huhn unbedingt erwarten kann, daß es Eier legt, ebenso rechnet man mit der stillen Möglichkeit, in seiner Auster doch mal eine Perle zu finden.“ — „Da müßte man Mr. Edding mal fragen“, lachte Cook, „den die Sache zu belustigen anfing, ob er an die Möglichkeit gedacht hat, eine Perle in seiner Auster zu finden.“ — „Ich mache mir nichts aus Perlen“, sagte der Engländer, aber seine Augen sprachen das Gegenteil.

„Man könnte an Schatzfund denken“, bemerkte Guillomet. „Ein Schatz ist eine Sache, die solange verborgen gelegen hat, daß kein Eigentümer mehr zu ermitteln ist. Ich denke dabei an Rötermünzen oder Gold, das während des Dreißigjährigen Krieges vergraben wurde. In diesem Falle gehört der Schatz zur Hälfte dem Finder, zur Hälfte aber dem Besitzer des Grund und Bodens, in welchem der Schatz verborgen war. Hier also zur Hälfte Mr. Edding und zur Hälfte Fürst Tarasi als Besitzer der Auster, in welcher die Perle verborgen war.“

„Wenn man es genau nimmt“, meinte Herr vom Berg, „war ja Mr. Edding schon Eigentümer der Auster, ehe er die Perle fand.“

„Sie meinen, als die Perle zum Vorschein kam, war Fürst Tarasi gar nicht mehr Eigentümer der Auster?“

„Ja, das meine ich.“

„Sie irren“, sagte Rabinowitsch, „Mr. Edding war niemals Eigentümer der Auster, sondern nur ihres ehbaren Inhalts. Schale und Perle gehen an den Haus Herrn zurück. Schatzfund kommt überhaupt nicht in Frage, da Fürst Tarasi Besitzer der Perle war, ehe man sie entdeckte.“

„Ich stelle fest“, sagte Stefan, „daß die geheimnisvolle Perle immer noch hier herumliegt und immer noch niemand gehört.“

„Vielleicht gehört sie uns allen zusammen“, lachte Tarasi. — „Gründen wir eine Gesellschaft zur Bewertung der Perle“, schlug Guillomet vor. — Alles lachte, und das Gespräch schien endlich eine andere Wendung nehmen zu wollen, denn im Grunde waren sie sich

alle darüber klar, daß die Perle Mr. Edding, dem Zinder, und sonst niemandem zukomme; da sagte Cook:

„Wissen Sie, wem sie im Grunde gehört?“

„Nun, wem denn?“

„Weder Fürst Tarasi noch Mr. Edding noch einem von uns.“

„Sondern?“

„Dem Fischhändler, der Fürst Tarasi die Auster verkauft hat.“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht“, gestand Rabinowitsch, „aber wenn man so will, dann steht die Perle natürlich auch nicht dem Händler zu, nicht mal dem Händler in England, der die Auster exportierte, sondern dem Fischer, der sie im Meere fing. Doch auch in diesem Falle würden die gleichen Argumente geltend zu machen sein wie bei dem Hausherrn. Es ist eben schwer, eine Lösung zu finden.“

„Schwer ist das nicht, sondern leicht“, sagte Tarasi mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme. „Selbstverständlich gehört die Perle dem Zinder. Ich jedenfalls erhebe keinen Anspruch darauf.“

Aber Mr. Edding war durchaus nicht einverstanden. Er sei nur Gast hier und habe keinerlei Rechte an fremdem Eigentum. Er sei nicht hergekommen, um Perlen zu fischen, sondern, um zu essen zu trinken, das habe er getan und das tue er noch. Und er trank sein Glas bis auf den letzten Tropfen aus, nachdem er vorher mit Tarasi angestoßen hatte.

Eine peinliche Stille entstand, denn keiner wußte mehr so recht, was er sagen sollte. Sie hatten alle so lange auf einem theoretischen Drahtseil mit ihren Worten balanciert, daß ihre Köpfe wie ausgespült waren und sich bei keinem mehr eine Idee kristallisieren wollte. Da erhob sich der Zinder und sagte:

„Meine Herren! Wie ich sehe, kommen wir so nicht zum Ziel. Greifen wir also gewissermaßen zu einer List. Schlagen wir dem Schicksal ein Schnippchen und überlassen wir die Perle dem Zufall. Eröffnen wir eine Lotterie. Wer die Perle gewinnt, darf sie behalten, vorausgesetzt, daß alle Herren damit einverstanden sind.“

„Einverstanden!“, riefen mehrere gleichzeitig, und die anderen gaben durch Kopfnicken ihre Zustimmung.

„Aber auf welche Weise soll die Lotterie vor sich gehen?“, fragte Guilomet. „Wollen wir knobeln oder würfeln, Streichhölzer ziehen oder boren?“

„Ich habe eine andere Idee“, meinte der Zinder.

„Wir tun die Perle in eine Auster, in eine geschlossene natürlich, legen weitere sieben Auster daneben, vielleicht gemeinsam auf ein Tablett. Dann werden die Auster durcheinandergeschoben und schließlich herumgereicht. Wer die richtige Auster ergreift, behält die Perle.“

„Das ist ein sehr vernünftiger Vorschlag“, sagte Stefan und mußte wieder daran denken, wie sich wohl Gladys freuen würde, wenn er Gelegenheit hätte, ihr die Perle zu schenken.

Da sich von keiner Seite Widerspruch erhob, wurden acht unbeschädigte Schalen ausgesucht und auf ein silbernes Tablett gelegt. Cook stellte fest, daß eine Schale der anderen so ähnlich sah, daß es unmöglich war, sich eine bestimmte Auster zu merken. Tarasi nahm die Perle, öffnete die eine Schale, ließ die Perle hineinfallen, daß man das helle Klirren deutlich hörte, und klappte den Deckel wieder zu.

„Ich bitte die Herren, nachzusehen, daß sich die Perle tatsächlich noch in der Schale befindet.“

Dabei schob er die Auster mit einem Sektgürzel ein wenig durcheinander, und es stellte sich zur allgemeinen Heiterkeit heraus, daß sich keiner die richtige Schale hatte merken können.

Wieder schob er, diesmal etwas schneller, die Schalen durcheinander und stellte das Tablett behutsam auf den Tisch. „Bitte“, sagte er und nahm Platz.

„Edding muß anfangen“, sagte Herr vom Berg, „er soll die erste Chance haben.“

Edding griff langsam nach dem Tablett und nahm ruhig die erste vor ihm liegende Muschel. Sie war leer.

„Rech“, meinte Cook.

Doch Edding winkte ab.

„Der Hausherr kommt an zweiter Stelle“, rief Glen, „er besitzt nächst Edding die meiste Anwartschaft auf die Perle.“

Tarasi nahm schnell eine der entfernt liegenden Schalen. Sie war leer.

„Nach mir der älteste am Tisch“, schlug der Zinder vor.

„Das dürfte ich wohl sein mit meinen 50 Jahren“, sagte Herr vom Berg und wählte lange. Schließlich entschloß er sich für die genau in der Mitte liegende Auster.

Sie war leer.

„Und jetzt der jüngste“, sagte Berg.

Ohne sich zu besinnen, nahm Stefan die Schale, die einen ganz feinen Sprung aufwies. Schlechte Schale — guter Kern, dachte er und klappte sie auf.

Sie war leer.

„Ein so aufregendes Lotteriespiel habe ich mein Lebtag nicht mitgemacht“, sagte Stanley Glen und tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

„Na, dann greifen Sie mal hinein, damit sich Ihre Nervosität legt.“ So rasch, als ob er fürchte, es könne ihm einer zuvorkommen, holte sich der Afrikaner eine Muschel. „Leer“, sagte er traurig.

Man merkte ihm an, wie gern er die Perle gewonnen hätte, so schlecht konnte er sich verstellen und seine Enttäuschung verbergen.

Drei Muscheln lagen noch auf dem silbernen Tablett. In einer war die Perle, aber in welcher?

„Dr. Rabinowitsch hat sich so heftig gestritten und so viele Paragraphen seiner Jurisprudenz angeführt, daß er unbedingt daneben greifen wird“, sagte vom Berg. „Das wollen wir mal sehen“, lachte der Pole und nahm langsam abschätzend die ihm zunächst liegende Muschel. Sie war leer.

„Na, was habe ich gesagt?“, rief Herr vom Berg.

„Der Jugend den Vortritt“, sagte Guilomet und winkte Billi Cook, er möge seine Schale wählen.

Die Wahl war schwer, Gewinn und Verlust standen sich mit 100:1 Prozent gegenüber. Bill entschloß sich für die Auster, die auf der Seite von Monsieur Guilomet lag.

Sie war leer.

„Na, so ein Duse!“, rief Glen, der sich wenig beherrschen konnte.

„Eine regelrechte Lotterie.“

„Wie sie im Buche steht!“

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

„Ich wette, wenn Monsieur Guilomet vorher gezogen hätte, wäre er auch hereingefallen.“

So ging das Durcheinander. Guilomet saß da und ließ es sich gefallen. Man sah ihm an, daß er sich freute, aber er lächelte nur ganz wenig und etwas gutmütig spöttisch, denn für ihn bedeutete eine solche Perle ein herrliches Geschenk, doch keine Sache, um die er sich gerissen hätte.

„Wo Geld ist, kommt Geld zu“, sagte Cook.

Und nun lächelte der Franzose geschmeichelt, denn von seinem Reichtum sprach er gern. Dann nahm er die Auster von seinem Tablett und klappte sie auf. — Sie war leer.

(Fortsetzung folgt.)

Maiefreude.

Und wieder ist das Angesicht
Der Erde zaubersön und klar.
Der lieben Sonne gold'nes Licht
Erweckt die Blumen wunderbar.

Im grünen Wald ist jeder Baum
Von einem Vogelsang belebt,
Der fern und nah im ganzen Raum
Wie Jubelschall ertönt und schwebt.

An jedem Wanderpfade schaut
Die Maiefreude hold dich an.
Und hat schon lächelnd und vertraut
Das Sonnenlor dir aufgetan.

Frans Cingia.

Das Ende der jungen Frau de Werth.

Skizze von Heloise von Beaullieu.

Als die schöne Clara den Sohn des reichen Fabrikanten de Werth heiratete, wurde sie die junge Frau de Werth. Nicht, daß sie unter dem normalen Alter jungverheirateter Frauen gewesen wäre — aber da war die Mutter ihres Mannes, eine beachtliche pompöse Dame, und im Gegensatz zu ihr wurde Clara nun die junge Frau de Werth. In den ersten Jahren ärgerte sie das Prädikat manchmal; es schien ihr etwas Abschätziges, Verkleinerndes darin zu liegen. In der Tat hatte die alte Frau de Werth in allen Situationen den Vorrang, und sie hielt darauf, so gut und generös sie auch zu der jüngeren war. Wenn die alte Frau de Werth zu ihrem Whistabend den Landbauer wünschte, mußten die jungen de Werths zum Theaterbesuch die Straßenbahn benutzen. Wenn die alte Frau de Werth Migräne hatte, mußte Clara ihren Gesanglehrer abbestellen. Die alte Frau de Werth trug bei Festlichkeiten den kostbaren Familienschmuck, während die junge sich schlecht und recht mit dem Brautgeschenk ihres Verheiratheten begnügen mußte. Manchmal ärgerte das die junge Frau und sie wünschte, daß sie doch an Stelle der andern wäre, die so viel galt. Aber mit der Zeit wuchs sie in den Namen hinein; er wurde ihr lieb, es lag etwas darin wie eine zarte Fuldigung oder Liebföhung. Als sie vierzig war, tat es ihr geradezu wohl, wenn sie Leute im Gespräch hörte: „Die alte Frau de Werth? — Nein, die junge.“ Sie hörte das jetzt fast lieber als „die schöne Frau de Werth“, als die sie in der Gesellschaft bekannt war.

Die schöne Clara bekam graue Haare, aber sie war immer noch sehr schön, und immer noch die junge Frau de Werth. Ihre Töchter wuchsen heran, aber bei der Kurzkleidermode wirkten sie noch sehr kindlich. Der Sohn war ganz erwachsen, aber er war nicht zu Hause, er studierte in England. Und die alte Frau de Werth war immer noch da, und immer noch eine beachtliche pompöse Dame. Man schätzte ihr Dasein als die notwendige und selbstverständliche Krönung des Familienstaates. Aber die alte Frau de Werth, die immer ihren eigenen Kopf gehabt, legte sich eines Tages hin und starb, würdig und mit Haltung, wie sie gelebt hatte. „Die Perlen liegen in der linken hinteren Schieblade vom Sekretär, hier ist der Schlüssel“, sagte sie zu ihrer Schwiegertochter. Das war, als wenn der König dem Kronprinzen die Krone übergibt. „Und ihr dürft den Epiphilus nicht soviel gießen, zweimal wöchentlich ist genug.“

Die alte Frau de Werth war gegangen. Clara trug die Perlen, und sie standen ihr herrlich. Aber sie zog nicht so viel Befriedigung aus dem Besitz, wie sie in früheren Jahren geglaubt. Die alte Dame fehlte ihr. Es war von deren Persönlichkeit solch eine beruhigende Zusage ausgegangen — ja, wovon eigentlich? Manchmal blickte Clara die Menschen mit einem leichten Mißtrauen an, als bange sie vor etwas.

Aber die Menschen zeigten nach wie vor die gleiche Verwunderung. Alle fanden, daß die schöne Frau im grauen Haar noch schöner sei als früher im dunklen. „Die junge Frau de Werth trägt die Perlen mit ebenso viel Würde wie die alte, aber mit mehr Grazie“, überhörte sie eine Wallbemerkung. Da lächelte sie glücklich. Die junge Frau de Werth! So blieb der Name ihr auch noch nach dem Tode der alten Dame. Deren starke Persönlichkeit lebte ja auch in der Tradition des Hauses und in der Erinnerung der Menschen fort.

Eines Tages brachte der junge Doktor seinen Eltern seine Braut. Ein liebes junges Ding, das Clara gleich sehr ins Herz schloß. Da die Verhältnisse es gestatteten, heirateten die jungen Leute bald und zogen zu den Eltern in die große Renaissancevilla, wie Clara und ihr Mann es einst bei dessen Eltern getan. Aber die jungen Leute bekamen als Hochzeitsgeschenk von den Eltern eine sehr schöne Limousine, damit sie nicht mit der Straßenbahn zu fahren brauchten, wenn die Eltern in Gesellschaft fuhren. Ausgestochen wurde die schöne Frau Clara durch ihre Schwiegertochter nicht; diese war wohl ein reizendes Ding, aber keine Schönheit, und Clara blieb nach wie vor die schöne Frau de Werth.

Eines Sommertages stand sie im weißen Kleide in dem tiefen Vorgarten ihrer Villa und prüfte die hochstämmigen Rosen auf ihre Blüten, als ein junger Mensch mit einem Kade in die Pforte kam, auf dem plattenbelegten Wege zum Hause zögerte, die Mühe zog und fragte: „Entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht die alte Frau de Werth?“

Clara runzte. Ihr erster Impuls war, zu sagen: Die alte Frau de Werth ist tot. Aber sie fragte prüfend: „Was und zu wem wollen Sie?“

„Ich soll einen Brief abgeben, aber für die alte Frau de Werth, nicht für die junge“, sagte der junge Mensch pflichteifrig. Zögernd nahm Clara das Schreiben. Es war eine Mitteilung ihrer Schneiderin. „Es ist richtig“, sagte sie und verabschiedete den Jungen mit einer Handbewegung.

Der Sommertag leuchtete. Rosen glühten und dufteten.

Alles wie vorher. Aber für die Frau, die mit nachdenklich gesenktem Stirn die Stufen zum Altan hinaufstieg, war die Welt anders geworden. Und sie war eine andere als die, die vor einigen Minuten leichtfüßig die Stufen hinabgestiegen.

Die alte Frau de Werth! Wahrscheinlich nannte man sie allgemein so, und sie hatte es nur durch einen Zufall noch nicht gehört. Fünfundzwanzig Jahre lang war sie die junge Frau de Werth gewesen; nun würde sie fünfundzwanzig Jahre lang die alte Frau de Werth sein — falls sie, was bei ihrer guten Konstitution wahrscheinlich, das biblische Alter erreichte.

Sie straffte den Nacken. — Ist denn auch dieses nicht ganz häßlich? fragte sie tapfer. Ich bin es nur noch nicht gewohnt. — Und ein kleiner Schall spielte schon um ihre Lippen, als sie sich ausmalte, wie sie ihrem Mann erzählen würde, was ihr begegnet: „Entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht die alte Frau de Werth?“ ...

Deutscher Geist enträtselt die Erde.

Die wunderbaren Ergebnisse der „Meteor-Expedition“. — 6000 Meter unter dem Meerespiegel. — Der Meeresboden endgültig festgelegt. — Neue Wege für den Ozeanflug verkehrt.

Die Erdoberfläche gibt dem Geographen heute fast keine Rätsel mehr auf. Die weichen Stellen auf der Erdoberfläche sind bis auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Aber jene gewaltigen Gebiete, die das menschliche Auge nicht mehr sehen kann, sind noch unerforscht und müssen daher in den kommenden Jahrzehnten von der Wissenschaft erschlossen werden. Hier sind vor allem die unermeßlichen Meeresstiefen der drei Ozeane zu nennen und jenes Gebiet über uns, Stratosphäre genannt. Der Forscher ist natürlich immer bestrebt, möglichst alle Dinge zu zerlegen, sie der Allgemeinheit zu öffnen, sichtbar zu machen. So schickte man schon zu Urzeiten Expeditionen aus, deren Zweck sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte immer mehr erhöhte. War Columbus auf der Suche nach einer Wasserstraße und Amundsen und Nord nach den Polen unterwegs, so wollen die modernen Expeditionen Unerforschtes ergründen.

Zur Fertigstellung einer Expedition gehört nicht nur Opferwilligkeit und Ausdauer der Teilnehmer, sondern naturgemäß ein gewaltiger Geldbeutel. Wenn Deutschland, trotzdem es ihm von allen Großstaaten der Welt am schlechtesten geht, eine Expedition hinausenden könnte, die selbst von anderen Wissenschaftlern anderer Länder als größte wissenschaftliche Expedition, die je damals hinausging, benannt wurde, so spricht das für Deutschland, für deutschen Geist und für deutschen Forscherdrang.

Mit Hilfe der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, der Reichsmarine, der deutschen Gesellschaft für Erdkunde und andere, wurde die große „Meteor-Expedition“ in den Jahren 1925 bis 1927 durchgeführt. Jetzt endlich hat man den größten Teil der Ergebnisse durchgearbeitet und konnte im „Berliner Museum für Meereskunde“ an Hand von Modellen, Reliefs, Apparaten, Skizzen, Bildern und Statistiken der Allgemeinheit einen Überblick geben. Dessen ungeachtet werden aber immer noch weitere Ergebnisse ausgearbeitet und neue Funde festgestellt.

Die Säle der neuen Abteilung sind äußerst interessant. Da sieht man zunächst den „Meteor“, auf dem die Expedition stattfand. Das verhältnismäßig kleine Schiff sollte während des Krieges als Kanonenboot laufen und wurde dann für die Reichsmarine umgebaut. Mit seinen 75 Meter Länge und 12 000 Tonnen würde es neben dem neuen Ozeanriesen sicher verschwinden. Aber trotzdem konnte man auf diesem schwimmenden Forschungsinstitut, mit seinen Laboratorien und tausend verschiedenen Einrichtungen wundervoll arbeiten. Das Schiff durchfuhr in 777 Tagen 14 Mal den Atlantischen Ozean. Sein Weg, der die Länge von 67 535 Seemeilen betrug, umgerechnet würde drei Mal um die Erde gehen. Wie hießen nun die Ziele dieser Expedition? Man wollte ein Relief der geologischen Beschaffenheit des Meeresbodens herstellen. Dieses Ziel wurde in ganz wunderbarer Weise gelöst. In früheren Zeiten dachte man sich den Meeresboden belebt und zwar mit Wassermenschen und Tieren. An Tiefen und Höhen dachte man wohl. Später als die ersten Lotungen vorgenommen wurden, als die ersten Tauchversuche stattfanden, konnte man den Meeresboden entdecken. Man sah, daß die alte Vorstellung doch nicht so ganz stimmte, denn der Boden des Meeres war mit der Erdoberfläche fast überhaupt nicht zu vergleichen. Der modernste Tauchanzug aber gestattet nur eine Tiefe von etwa 450 Metern. Was nützt das, wenn man wußte, daß im Atlantischen Ozean Tiefen von mehr als 5000 Metern vorhanden waren.

Da machte man mittelbare Versuche. Und zwar mit Tiefseelot, Tiefseethermometern, Wassertschöpfen und Strommessern. So fand man bald, daß das Meer in Wirklichkeit weit tiefer war. 6000 Meter Tiefen fand man und wußte, daß in Gräben Tiefen von 10 000 Metern zu finden seien. Eine derartige Lotung dauert fast 2 Stunden. Wenn man hört, daß sämtliche Expeditionen, die es vor dieser gegeben hat, erst an 5000 Lotungen vornehmen konnten und, daß die Meteor-Expedition 70 000 Lotungen vornahm, so wird man vielleicht im ersten Augenblick an Hexerei denken oder, daß vielleicht tausend Mann Besatzung ständig gelotet haben. Beide Annahmen sind irrig, denn das kleine Schiff hatte außer 9 Offizieren und dem bekannten Kapitän Spiek als Führer nur 115 Mann Besatzung an Bord. Aber gelotet wurde mit einer neuen Erfindung und zwar dem „Echo-Lot“. Dieses Instrument gestattet zunächst, daß Lotungen vom fahrenden Schiff gemacht werden können. Der Zeitverlust von ehemals wird vollständig überwunden. Beim Echo-Lot wird ein Ton zum Meeresboden gesandt, von dort reflektiert und von einem im Schiffsboden befindlichen Empfänger aufgenommen. Man braucht also lediglich auf einen Knopf zu drücken und hat nach 10 Sekunden etwa die Meerestiefe festgestellt.

Das Schiff nun kreuzte zwischen dem 64. Grad Südbreite und dem nördlichen Wendekreis, durchfuhr ständig den großen „Atlantischen“ und legte die Tiefen fest. Das nächste Ziel war die Schichtung der Wassermassen festzustellen. Ferner die physikalischen, chemischen und biologischen Eigenschaften des Meeres zu ergründen. Ein Vergleich der Temperaturen ist auschlagend. Am Äquator zum Beispiel mißt man in 1000 Meter Tiefe 5 Grad; auf 30 Grad nördlicher Breite dagegen in derselben Tiefe 10 Grad. Am Äquator ist es also 5 Grad kälter. Auf dem Meeresgrund wurden 2 Grad gemessen, im Südpolargebiet minus $\frac{1}{2}$ Grad. Die Untersuchung der ozeanischen Zirkulation ergab, daß die salzarmen Schmelzwässer des Südpolargebietes absinken und nach Norden bis zu den Kap Verdischen Inseln strömen. Auch die Höhe der Wellen wurde gemessen. Die Wellenhöhe wurde photographisch gemessen. Am Mast wurde eine Basis angebracht, an deren Ende zwei Fotoapparate befestigt werden. Man nimmt so ein Relief auf und ermittelt die wirkliche Höhe der Wellen. Auch der Goldgehalt des Meeresbodens wurde untersucht. Er betrug auf je einen Kubikmeter ein viertausendstel Milligramm. Also besteht keine Hoffnung, daß uns das Meer Goldbreitklümpen in den Schoß werfen wird.

Wie sah nun der Meeresboden aus? In der Mitte zwischen Südamerika und Afrika erhebt sich ein Gebirge, das höher als die Alpen ist. Aus diesem Gebirge haben sich St. Helena, Tristan da Cunha, St. Pauls-Rocks und die Touag-Inseln herausgebildet. Neben diesem Gebirge befindet sich hart an der Südamerikanischen Küste ein gewaltiges Becken mit 6000 Meter Tiefe. Die größte vom Meteor ermittelte Tiefe war 8250 Meter.

Neben diesen Tiefseeforschungen hatte aber die Expedition eine zweite große Aufgabe und das war die Luftströmung festzustellen. Bekannt ist, daß vor einigen Monaten Spanien sich an Dr. Edder wandte und ihn befragte, ob man nicht einen ständigen Luftverkehr zwischen Spanien und Südamerika einrichten könne. Auch die Expedition hatte schon damals die Absicht die Luftströmung festzustellen und hatte sicher den Transoceanverkehr dabei im Auge. Täglich wurden ärologische Drachen und Ballons in die Höhe gesandt und erreichten oftmals eine Höhe von fast 19 Kilometern. Um in die Stratosphäre einzudringen, läßt man mit Wasserstoff gefüllte Pilotballons auf, die den Vorzug haben gleichmäßig zu steigen und zwar 200 bis 300 Meter pro Minute. Wie der Ballon getrieben wird, herrscht die Luftströmung. Oben, hoch in der Luft zerplatzt er dann. Die Bewegungen werden mit Spiegeltheodoliten verfolgt. Oben in der Luft herrscht eine ständige Ostströmung. Daraus ergibt sich auch, daß mehr Flieger von Amerika nach Deutschland flogen als umgekehrt.

Soll man schließlich noch erwähnen, daß diese Expedition auch noch eine dritte große Aufgabe zu lösen hatte und zwar wieder einmal die deutschen Fahnen hinaus in die Meere zu tragen und, daß man Fühlung nehmen wollte mit den Landsleuten fern von der Heimat, so kann man sich selbst ein Bildnis machen, daß die Teilnehmer glücklich, stolz und zufrieden heimkehrten und ihre Sammlung, die jetzt in Berlin zu sehen ist, kann mit Recht bewundert werden.

Peter Prätorius.

Der moderne „gentleman“.

Von Wilm Zehr, von Münchhausen, Paris.

In Paris sieht man an der Einlaßtür gewisser Tanz- und Vergnügungstätten eine Tafel hängen, auf der zu lesen ist: „Nur Herren, die Kragen und Schlips umhaben (gentleman), werden zugelassen.“ — Das spricht für das Niveau des Lokals, verkennt aber den wahren Charakter des „gentleman“, denn trotz dieses Schildes hängt er heutigen Tages keineswegs vom Dasein oder Nichtdasein eines Krages und zugehörigen Schlipfes ab: Gentleman sein ist keine Kleidungs- noch eine Geldfrage mehr — sondern eine Gesinnungsfrage.

Es gibt kein deutsches Wort für „gentleman“. Der Inhalt des Wortes „Persönlichkeit“ kommt dem Begriff „gentleman“ am nächsten — nur muß man jegliche sozial-materiellen Nebengedanken fortlassen.

Es gibt Leute, die glauben, man müsse akademische Bildung haben, um „gentleman“ zu sein. Das ist ebenfalls ein Irrtum: Gentleman sein ist wohl eine Gesinnungs- und Herzensfrage, aber keine Bildungsfrage. Jemand, der „Charakter“ hat, ist „gentleman“. Es kommt auf das Innere, nicht auf das Äußere an — auf Grundsätze also.

Wenn jemand vorzieht, lieber zu hungern und den Kopf hochzutragen, dann ist er ein „gentleman“. Wenn er aber gut essen und wohlleben, Prinzipien also weniger in Betracht ziehen würde, dann ist er das Gegenteil.

Wenn Sie in jemand Vertrauen setzen können — dann ist er unzweifelhaft ein „gentleman“. Unzuverlässige, unaufrichtige, feige, verweilichte, nicht standhafte, grundsatz-, ansichts- und willenlose Männer sind keine „gentlemen“. Man muß also das Herz auf dem richtigen Fied haben und Selbstbeherrschung kennen, das heißt, Willenskraft besitzen.

Das Wort „gentleman“ kommt aus England, aber die englische Erziehung basiert auf der alt-römischen und bei den Römern wurde Stoisismus groß geschrieben! Man kann den Begriff „gentleman“ nicht von dem Erziehungsgedanken trennen. Eine gewisse Beherrschung gesellschaftlicher Umgangsformen ist unerlässlich. Unliebenswürdige, taktlose, lärmende, anmaßende und unhöfliche Männer sind keine „gentlemen“. Demnach kommt es weder auf Bankkonto und soziale Stellung, noch auf Kleidung, Auto und Wissen, sondern auf Charakter und Herz, also auf Selbstsucht und Gesinnung an.

Der „gentleman“ zeigt sich in seinen Beziehungen zu andern, — die Engländer denken an das Mitglied einer Spielmannschaft und erwarten ein Zusammenspiel nach der Regel, das heißt „fair-play“. Es ist wichtiger, genau nach Regel zu spielen als zu gewinnen! Es kommt nicht auf den Erfolg, sondern auf die Art und Weise des Handelns an — was man heute leider von vielen Menschen nicht sagen kann. Der „gentleman“ handelt sittlich, er vertritt eine Welt- und Lebensanschauung, die Ethik zur Grundlage hat. Seine Handlungen werden eben grundsätzlich von sittlichen Motiven und nicht von materiellen Erwägungen bestimmt. Im Gegensatz hierzu glauben heute manche, daß man Erfolg höher schätzen muß als Beweggründe, das heißt wir leben in einer materialistischen Zeiteinstellung. Darum fühlen manche sich unwohl und gehen am wirklichen Leben vorbei.

Der Begriff „gentleman“ hat im Laufe der Zeit Wandlungen durchgemacht. Manchmal übertrieb man die Bedeutung der Kleidung oder die der Umgangsformen und schuf ein Extrem: den Geden, Dandy oder Snob. Dann wieder trat das Intellektuelle in den Vordergrund und man erlebte ein anderes Extrem: den Über-Intellektuellen. Selbst das Sittliche wurde zeitweise übertrieben — man denke an die englischen Puritaner.

Die der heutigen Epoche eigene Demokratisierung der Gesellschaft stellt zwangsläufig eine moderne Beurteilung des „gentleman“-Begriffs fest: sie verschiebt das Hauptgewicht auf das Sittliche, da Kleidung, Bildung und Umgangsformen nicht mehr unterscheidend sein können. Der „gentleman“ der letzten Jahrhunderte war Salommensch, antidemokratisch, wie die Gesellschaft selber — er war eine Klassenerscheinung. Der moderne „gentleman“ ist weniger eine Kasten- als eine Überzeugungsfigur, das heißt, seine Bestimmung hängt mehr vom Sittlichen als vom Äußerlichen ab.

@@@ Scherz und Spott @@@

Fällung.

Bei einer Gesellschaft wandte sich ein Gast an den Hausberrn: „Entschuldigen Sie meine Frage, aber was ist denn in der Flasche, die dort in der Ecke steht? Ist es Tinte?“ „Tintel! Nein, keineswegs, Whisky! Warum fragen Sie?“ „Ach, es ist nichts weiter. Es war nur ein Schotte hier; der füllte daraus seinen Füllfederhalter, bevor er fortging.“